

(Nachdruck verboten.)

## Das Verbrechen des Arztes.

13] Roman von J. S. Kosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Ein Gedanke fuhr Guy durch den Kopf, der ihn lächeln machte:

„Warum auch nicht? Wenn er sich weigert, so ändert das nichts an der Sachlage; wenn er einwilligt, so könnte ich die Ereignisse abwarten.“

Er zog seine Uhr.

„Fünf Minuten nach Zwölf. Aber vorerst das Frühstück. Man muß von keiner seiner Gewohnheiten abgehen, das erweckt die Aufmerksamkeit.“

Er ging nach Hause, als geschwind zwei Eier und eine Kotelette, während er seine Briefe durchsah, dann machte er sich auf den Weg zu dem Manne, der die Menschen „lancierte“.

Victor Renouvier war so klein und zart in seiner Erscheinung, daß man ihn, von rückwärts gesehen, leicht für einen Knaben hätte halten können. Sein Wuchs war, selbst in Anbetracht seiner kleinen Gestalt, so fein, und er trotz seiner 55 Jahre so ausdauernd und so beweglich, daß er ohne alle Schwierigkeit täglich seine 100 bis 125 Kilometer per Rad zurücklegen konnte, und zwar mit einer Schnelligkeit von mindestens 18 Kilometer die Stunde. Dieser ältliche Mann hatte eine Pferdephysiognomie, häßlich, nervös, mit ungewöhnlich großen blauen Augen und einem glänzenden blonden Vollbart, in dem noch kein weißes Haar zu sehen war, so wenig wie in seinem blonden, sehr gut gehaltenen Kopfsaar. Er war ein habfüchtiger Mensch von sehr beweglichem Geist, der sich über das Leben außerordentlich lustig machte. Von jeher reich, hatte er durch glückliche und oft ganz originelle Spekulationen sein Vermögen noch vermehrt.

Seine besondere Vorliebe, die er übrigens mit großer Unterscheidung durchführte, war, Menschen zu „lancieren“. Er zog daraus keine besonderen Vorteile, aber manchmal gelang ihm ein schöner Wurf. Es war, wie er selbst sagte, ein Glücksspiel, ein Hazardspiel mit dem Reiz des Unvorhergesehenen, voll außerordentlicher Kombinationen und seiner eigentlichen Natur nach voll Leben. Renouvier hatte stets auf dem Pariser Platz gegen zwanzig Menschen, deren Schicksal er so leidenschaftlich verfolgte, wie ein Liebhaber von Stiergefechten den Kampf in der Arena. Der Wunsch nach Gewinn spielte dabei wohl eine Rolle — man muß sich ja für die Partie interessieren —, aber er fand größeres Vergnügen daran, einem Menschen, an dem er wenig profitierte, zuzusehen, wie er sich auf originelle Weise aus der Verlegenheit zog, als mehr an einem andren zu gewinnen, der ganz alltäglich seinen Weg ging. Wenn er an seinen Protektionskindern verzweifelte, dann ließ er sie ohne Gewissensbisse fallen.

Es gab keinen zuverlässigeren Menschen. Seine Habgier schwieg unbedingt gegenüber einem gegebenen Wort. In diesem Fall gab es für das alte Scheusal keine Ausrede, wie hoch auch die versprochene Summe sein mochte. Er war aber nicht weniger strikt in der Durchführung seiner Drohungen. Er führte sie oft mit drakonischer Strenge durch, selbst wenn es gegen seinen eignen Vorteil ging.

Guy traf den Spekulanten im Begriffe, ein Glas „Chate“ zu trinken, ein Getränk, das er so hoch über den Thee stellte, wie etwa das Morphinum über das Opium. Er richtete auf den Eintretenden seine munteren grausamen Augen.

„Sie kommen, um Gnade zu bitten,“ sagte er, „ich gewähre aber keine Gnade!“

Herbeline hatte ihn tief enttäuscht. Er hatte sofort das vollste Vertrauen zu diesem stiernadigen jungen Mann mit den gesunden Kauwerkzeugen und den vollen Schläfen gefaßt, den er von allen, die ihn kannten, geschätzt, ja gefürchtet wußte. Er hatte fast ohne Zögern auf ihn gesetzt, er hatte ihn sofort unter die besten Kenner eingestellt. Zu seiner größten Ueberschätzung war Guy gescheitert, langsam, elend gescheitert, ohne auch nur einen einzigen Aufschwung zu nehmen, der das Resultat noch zweifelhaft machen könnte.

Er hatte sich jedoch in die Sache verbißen, er hatte auf ein verpätetes, dafür aber um so glänzenderes Ausblühen gerechnet. Nichts davon war eingetroffen. Seit sechs Monaten hatte Renouvier den Arzt kategorisiert. Er hatte ihm noch eine letzte Frist gewährt, dann, als er vollständig das Kreuz über ihn machte, rechnete er nicht mehr damit, von seinem Entschluß zurückzukommen.

„Ich gewähre keine Gnade,“ wiederholte er mit eisiger Sivialität. „Die, die ich verurteile, haben selbst ihr Verdikt gesprochen; es giebt keine Berufung!“

Herbeline wußte sehr wohl, daß man erst gar nicht den Versuch zu machen brauchte, diesen Mann zu rühren oder selbst nur ihm durch Schmeicheln und Demütigungen beizukommen. Nur Widerstand wirkte auf ihn und auch diesen schätzte er nur, wenn er kalt und entschlossen war.

„Das wollen wir erst sehen,“ sagte Guy, „aber vorerst muß ich gegen Ihre Voraussetzung protestieren. Ich komme nicht, um Gnade zu bitten.“

„Kommen Sie vielleicht, um mir mitzuteilen, daß Sie mich bezahlen werden? Da hätten Sie mich ebensogut durch die Thatfache befehlen können.“

„Nein, ich komme schon, mir eine Frist zu erbitten, aber ich werde meine Bitte auch rechtfertigen.“

„Ich verweigere Sie Ihnen. Alle Ihre Rechtfertigungen haben zu gar nichts geführt. Ich bin bis zur Grenze der Möglichkeit gegangen, jetzt ist es zu spät. Ich habe gar kein Vertrauen mehr in Ihre Leistungsfähigkeit.“

„Dieses Recht steht Ihnen zu, obgleich mein Mißerfolg wirklich nicht meiner Unfähigkeit zuzuschreiben ist.“

„Das sagen alle! Die Umstände! Das kennt man schon. Nach ihrer Fertigkeit, den Zufall und die Umstände zu beherrschen, danach beurteile ich die Menschen.“

„Auch das ist Ihr gutes Recht. Wir können nur durchschnittlich urteilen, und es kommt wenig darauf an, ob bei diesem Durchschnitt einige Fertümer mit unterlaufen. Es genügt, wenn Sie sich dem ganzen Bilde unsrer Anschauungen einfügen. Dennoch erlaube ich mir, noch einmal zu protestieren, aus Achtung vor mir selber, vor meinen Anstrengungen, meiner Geduld und meinem Mut. Sie und ich, wir haben uns beide in der Lage meiner Wohnung, die wir wählten, getäuscht. Nicht, daß es ausgeschlossen wäre, an der Stelle, an der ich etabliert bin, zu etwas zu kommen, aber man müßte noch zwei bis drei Jahre zuwarten. Ich war zu jung, zu unerfahren, Sie hätten die Ereignisse voraussehen sollen.“

„Ich werfe Ihnen nicht vor, noch nicht reussiert zu haben, das wäre Wahnsinn. Nein, was ich Ihnen vorwerfe, ist, daß Sie Ihre Lage noch nicht verbessert haben, die Stagnation Ihres Zustandes, Ihre geringe Routine.“

„Sie haben eben nicht gut beobachtet, das ist alles. Bei der Klientel, die ich mir gewinnen will, kann ich nicht wie ein roher Marktschreier oder mit exzentrischen Geschichten kommen. Selbst meine Reklame muß eine allmähliche und großzügige sein.“

In seinem Stolz verletzt, redete sich Guy in eine gewisse Aufregung hinein; doch selbst während ihm das Mut zu Kopfe stieg, behielt er etwas Mächtiges und Sicheres.

„Sie haben mich verführt,“ sagte der andre, mit einem Schatten von Bedauern, „und ich fühle, daß ich wieder schwach werden könnte, wenn ich Sie nicht genügend kennen gelernt hätte. Also reden wir nicht weiter darüber. Sie kommen, eine Frist anzufuchen, während ich Ihnen mein Ultimatum brieflich zukommen ließ! Ich nehme nie ein Wort zurück, noch weniger, was ich brieflich ausgesprochen habe!“

„Was, auch dann nicht, wenn ich Ihnen Garantien biete?“

„Mein lieber Herr,“ entgegnete Renouvier raub, „die Frage aufwerfen, heißt sie entscheiden. Bürgschaften, wirkliche Garantien, sind ja eine Art von Zahlung. Ich brauche das Geld durchaus nicht, das wissen Sie. Wenn Sie mir also Bürgschaften bieten könnten, wäre es für mich ganz annehmbar, Ihnen eine Prolongation zu gewähren.“

„Nun,“ sagte Herbeline mit voller Ruhe, „ich bin sicher, Ihnen genügend Garantien bieten zu können, um einen Aufschub von mehreren Monaten zu erlangen.“

Er schwieg etwas verlegen. Trotz allem widerstand es

ihm, seine Liebe, die mit jeder Stunde zu wachsen schien, mit seinen Geldangelegenheiten zu verpflichten. Andererseits wußte er ja, daß er diese Sicherheit nur scheinbar gab. Trug er nicht die wirkliche Garantie bei sich, in der inneren Tasche seines Jacketts und seines Ueberrockes?

Er betrog Renouvier, das war alles, und was die persönliche Meinung des Geldmenschens betraf, so war sie ihm ganz gleichgültig. Diese Gedanken erheiterten ihn. Er fühlte eine Art ironischen Vergnügens darüber, den alten Jäger auf eine falsche Fährte zu lenken.

„Ich meine,“ begann er, „daß man sich vollständig auf Ihr Wort verlassen kann. Was ich Ihnen jetzt mitteilen werde, muß ein Geheimnis zwischen uns beiden bleiben.“

„Abgemacht!“ entgegnete der andre ungeduldig.

„Ich bin seit heute vormittag mit Mlle. Monteaug verlobt,“ sagte er halb laut und wider Willen erröthend.

„Kenne ich nicht.“

„Mlle. Monteaug besitzt 500 000 Frank Heute.“

„So?“ sagte Renouvier zweisehend. „Sind Sie dessen ganz sicher? Uebrigens, ich habe ja meine Wege, um mich zu informieren. O! Sie können ganz ruhig sein! Diese Art Dinge werden ganz einfach und diskret abgemacht. Das ist das ABC des Geschäftes. Und die Verlobung steht fest, ich meine, ist von den Eltern gebilligt?“

„Gebilligt von der Mutter, die Witwe ist.“

Renouvier leerte seine Tasse und lächelte.

„Mir kann es recht sein. Und überdies — ich war müde darüber, daß ich mich in Ihnen so vollständig getäuscht hatte. Ich verlange ja gar nichts Besseres, als Sie schließlich landen zu sehen, gar nicht davon zu sprechen, daß ich, wenn ich Sie pfänden lasse, fast meine ganzen Vorküßle dabei verliere. Wie lange kann diese Verlobung dauern?“

„Ich weiß es nicht. Vorausichtlich drei Monate.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Baryton.

Skizze von Karl Hellefht.

I.

Die Morgenjonne bläute durch das breite Fenster hinein, malte auf dem grünen Arminster große Flecken, umspielte den Schreibtisch mit seinen tausend Kleinigkeiten und wob eine Aureole um die beiden Bilder, die, von Vorbeerkränzen umrahmt, darüber hingen: links Wagner, rechts Mozart.

Am Schreibtisch saß ein Mann in elegantem braunen Sammetjackett, eine Kavaliere löse um den Hals geschlungen, die Füße in Saffianschuhen, die weißen schlanken Hände wohlgepflegt. Er ordnete Papiere in einer Metallkassette, machte hier und da mit einem Goldcrayon Notizen und zog von Zeit zu Zeit einige Züge an einer Havana, die er dann wieder sorgfältig auf einen Aschbecher aus dänischem Porzellan niederlegte. Dabei führte er in ziemlich lautem Ton Selbstgespräche, die zuweilen von kurzen Gesangspassagen unterbrochen waren. Jetzt klopfte es leise an die Thüre.

„Herein! — Bist Du's, getreuer Leporello? Also?“

„Das Frühstück, gnädiger Herr, und die Post.“

„Stell' hin! Wie ist das Wetter?“

„Sehr angenehm, nur 0 Grad. Ich habe den grauen Paletot bereitgelegt.“

„Gut — aber vergiß nicht wieder, das Halstuch in die Brusttasche zu stecken. Deine Unvorsichtigkeit kann mir sonst viel Geld kosten.“

Der Diener verbeugte sich und verschwand auf den Zehenspitzen, der andre aber nahm wieder seine Beschäftigung auf.

„Ja — — also wie viel? 87! Siebenundachtzigmal den „Holländer“ gesungen — eine schöne Zahl. Das macht also in den 26 Jahren, die ich der Bühne angehöre, durchschnittlich drei bis viermal pro anno. Ja! Kommt aber an den „Heiling“ und „Don Juan“ nicht heran. „Heiling“ wie oft? 117. „Don Juan“ 142, rund sechsmal im Jahre. Ist aber auch eine Bombenportion!“

Er nickte vergnüglich mit dem wohlfrisierten Haupt und wunkte zu dem einen Portrait an der Wand hinauf, so daß der große Brillant am kleinen Finger tausend Strahlen bligte:

„Bravo, Wolfgang Amadeus, bravissimo! — Wam hab' ich dich eigentlich zum erstemal gesungen?“

Die Kassette wurde fast bis auf den Grund geleert, bis ein vergilbtes Blatt austauchte.

„Aha — da — richtig. Was hab' ich damals niedergeschrieben? „Heute, Dienstag, 3. Februar 1874 zum erstemal Mozarts „Don Juan“. War glänzend bei Stimme; mußte Chamvagner-Arie und Ständchen wiederholen. Viermal herausgerufen! Intendant macht Komplimente! Wenn nur die Kritik gut ausfällt! Bin jetzt unter 25 Mille pro Jahr nicht mehr zu haben. Wenn ich 800 Mille zurückgelegt habe, quittiere ich die Bühne, lebe als Baron

und singe nur noch hier und da zum Vergnügen.“ Der Sänger strich das Blatt glatt, ließ einen Rauchringel zur Decke steigen und lächelte:

„Ja — ja — im Anfang! Da denkt man nur an den Tresor; aber nachher kommt der Ehrgeiz, der verdamnte Ehrgeiz, dann will man nicht mehr runter, wenn man auch kam. Liebes Himmelschen, die Dreimahlhunderttausend hatte ich schon vor zehn Jahren, aber hätten mich da wohl zehn Pferde von der Bühne geschleift? Und möchte ich heute gehen? — Und es wird doch schließlich auch einmal die Zeit kommen. Manches mal ist mir jetzt schon so, als ob es mir etwas schweerer fielen. Aber da muß die gute Schule kompensieren. Schule — natürlich! Was hat denn die heutige Jugend für eine Schule? Der Strömer z. B., dieser Mensch, der sich erdreht, neben mir meine Rollen zu singen? Unserem hat seine sechs Jahre bei Lamperti geschmeckt, und heute laufen sie aus den Konservatorien nach dreiviertel Jahr fort und wollen erste Partien singen!“

II.

Der Künstler schob mit einer heftigen Armbeugung die Kassette von sich, drehte den Schreibstuhl und schritt einige Male durch das Zimmer. Endlich fielen seine Augen auf das Buerentischchen an der Thüre, auf dem der Diener die postalen Eingänge niedergelegt hatte. Es waren drei Tageszeitungen, mehrere Geschäftsbriefe, schon von weitem an der groß aufgedruckten Firma erkennbar, und dann ein Briefchen in cremefarbenem Couvert.

„Aha von meiner unbelannten Schönen, die sich immer „Senta“ unterschreibt und die mich gern zu ihrem Holländer haben möchte!“ Er nahm das Briefchen in die Hand, legte es aber dann wieder beiseite.

„Nein! Zuerst die Pflicht, dann das Vergnügen! Und dieje Pflicht heißt — Kritiken lesen. Denn wir werden heute ja Kritiken haben, weil die Bergmann aus Wien gastiert hat.“

Der Sänger nahm wieder am Schreibtisch Platz und entfaltete ein Blatt nach dem andern; immer düsterer wurde der Ausdruck seines Antlitzes, immer nervöser trummelte die Fußspitze auf dem Boden, je weiter er in seiner Lektüre gelangte. Endlich warf er die Blätter zur Erde und stand in listiger Empörung auf.

„Es ist eine Gemeinheit! Zwei Blätter nennen mich gar nicht — den „Holländer“ in „Holländer“ gar nicht! — Ist das nicht zum Hohnlachen? Und das dritte Blatt — das dritte — nein, ich bringe es nicht über die Lippen! Ich, der anerkannt beste „Holländer“ in Deutschland, ich, der selbst einen Bez, Bulz und Reichmann in dieser Rolle turnhoch überrage, ich — ich soll ein schwächlicher — wie sagt der Kerl? — ein schwächlicher und blasser Vertreter sein? Aber ich lenne Dich! Das ist Gunkelmann, der mich nicht leiden kann, dieser minderwertige Zeitungschmierer — redet den Leuten vor, meine Höhe hätte stark nachgelassen, mein Organ ginge rapide zu Ende! Verklagen werde ich den Kerl; — aber nein! Nicht verklagen — ich ignoriere solche Vurschen!“

Der wütende Baryton machte eine Beruhigungspromenade durch das Zimmer, trank einen Cognac und steckte dann höchst eigenhändig die Zeitungen in den Ofen.

„So — Baberlohe soll dich verzehren, Reibingschfrist,“ sagte er, „und nun zu etwas Besserem, zu dir, Vorkassjast aus dem holden Reich des Groß.“

Ein zierliches Kärtchen entfiel der Hüfte.

Sehr geehrter Herr,

da Sie es durchaus wünschen, mich persönlich kennen zu lernen, so will ich Ihnen die Gelegenheit dazu bieten. Sie können von mir nicht wohl erwarten, daß ich Sie — wie das vorkommen soll — nach dem Theater zu einem Stellidchein bitte, denn ich entstamme einer Familie, in der es nicht Sitte ist, daß die Töchter abends allein ausgehen. Ebensowenig ist es angängig, daß wir beide uns gegenfeitig besuchten. Daher schlage ich vor: Ueberrnorgen nachmittag 1/2 6 Uhr in der Kunstausstellung. Sie kennen die Nische, in der das große Bild von Weder hängt: „Tanzende Venetianer“? Nebenbei gesagt — ein Lieblingsstück vor mir! In dieser Nische, mein Herr! Ich erwarte von Ihnen, den ich so oft als Kavaliere in der Oper bewundert habe, daß Sie mich nicht mit Fragen bestürmen, wer ich sei. Ich will nichts sein, als Ihre Bewunderin und Ihre

getreue Senta.

„Kleine Kake! Eine wie die andre! Mit dem Feuer spielen, aber sich die Händchen nicht verbrennen! — Na also, sei es denn!“

Er trat vor den Spiegel, gab sich eine leichte Haltung, strich den Bart empor und trillerte aus dem „Don Juan“:

„Sieh, dieses Schloß ist mein,

„Einjam gelegen

„Und dort, mein süßes Täubchen — —“

„Ach Gott, diese Mädchen, diese reizenden Mädchen! Das ist doch das Beste, was der liebe Gott auf der ganzen Erde erschaffen hat!“ —

III.

Am Nachmittag des nächsten Tages, bald nach fünf, betrat der Sänger die Nacht der Kunstausstellungssäle, die im hellsten elektrischen Licht strahlten. Langsam schritt er von Gemach zu Gemach, von Bild zu Bild, um auf den Glockenschlag 1/2 6 in die bestimmte Nische zu treten, — der Raum war noch leer.

In einem breiten Fauteuil, gerade gegenüber den „Tanzenden Venetianern“ ließ er sich nieder und kontrollierte von Zeit zu Zeit den Gang seines Chronometers.

„Sie ist jedenfalls nicht sehr pflüchtlich.“

Um 1/6 erschien eine Dame; ein altes Mütterchen, die mit einem Lorquon die Gemälde musterte. Um 6 Uhr rasselte ein Lieutenant im Paradeschritt durch die Nische. Um 1/7: ein alter hustender Herr im Pelz; fünf Minuten vor 1/7: ein junges Ehepaar, beide sehr dürr, er Cylinder und hellgraue Handschuhe, sie Tuchkostüm auf Seide gearbeitet, rauschend und knisternd.

„Nun ist's genug — eine Stunde warie ich! Gans! Na warte, schreibe Du mir wieder! Es ist höchste Zeit, ich muß in die Oper.“

Er erhob sich und schritt hinaus; draußen in den Anlagen, die die Galerie umgaben, wurde er milder gestimmt. „Lieber Himmel, sie kam ja auch plötzlich behindert worden sein. Ein Mädchen aus guten Kreisen kann sich nicht immer frei machen. Da kommt vielleicht Papa oder Mama, oder eine Tante dazwischen — einmal will ich noch Gnade üben.“

Als er so lautlos auf dem schneeüberdeckten Pfade dahinging, schlugen Stimmen an sein Ohr. Die Sprecherinnen waren offenbar zwei junge Mädchen, die auf einem Parallelweg daherschritten und es nicht vermuteten, daß die klare Winterluft den Schall des gesprochenen Wortes weit trägt. Zuerst achtete der Sänger nicht auf diese Stimmen, als aber die Worte „Holländer“ und „Opernhaus“ an sein Ohr schlugen, wurde er aufmerksam.

„Aber wo denn, Lilly, ich habe mich nicht getäuscht! Ich hatte doch mein Opernglas mit, man kann ja aus Saal XXIV bequem in die Nische hineinschauen. Und es sah ja auch kein anderer drin.“

„Du meinst also sicher, daß er es war, Grete?“

„Sicher! Er war es ganz bestimmt!“

„Nun, dann ist ja Dein Wunsch erfüllt; dann hast Du ihn ja ganz aus der Nähe gesehen.“

„Ach, Lilly, ich wollte, ich hätte ihn nicht bestellt; nun sind alle meine Illusionen dahin. Der schöne Don Juan, der rührende Holländer, der ideale Zampa — ein gräßlicher alter Kerl mit dicken Falten unter den Augen und Krähenfüßen — fingerlang. Der Mensch ist sicherlich nicht weit von sechzig.“

„Du übertreibst, Grete —!“

„Fünfzig aber mindestens — brrr! — Werst das Scheusal in die Volkschlacht.“ —

IV.

Im Opernhause wartete man schon mit Schmerzen auf den Sänger der Titelrolle: Marsiners „Heiling“ sollte in Scene gehen. Endlich kurz vor 7 Uhr erschien der Erwartete, sehr einsilbig und in sich gekehrt.

Während er sich in seiner Garderobe anleidete, hatte der Intendant und der Oberregisseur ein Zwiegespräch im Direktorial-Bureau.

„Bitte, mein Lieber, arrangieren Sie die Sache,“ sagte die Excellenz. Gleich darauf klopfte der Regisseur an die Garderobenthür.

„Darf ich reinkommen?“

„Ah, Sie sind es! Bitte sehr! Was giebt es Neues?“

„Nichts — rein nichts. Will mich nur nach Befinden erkundigen! Sie haben neulich wieder einen famosen „Holländer“ herausgestellt. Heiliger Wagner! Die Arie singt Ihnen keiner nach. Keiner zwischen Lissabon und Moskau!“

Der Sänger antwortete nicht, er schminzte sich gerade.

„Na, überhaupt die alte Generation,“ fuhr der andre fort, der sich auf ein Sofa gesetzt hatte, „die Alten, da ist noch Talent, Schule und Fleiß. Sie haben jetzt in zehn Tagen vier große Rollen gesungen, den Don Juan, Wolfram, Holländer und heute den Heiling. Das soll mal einer von den Jüngeren leisten! — Aber nun müssen wir Sie auch mal schonen. Für den „Lohengrin“ in kommender Woche werde ich Strömer als Telramund ansetzen.“

„Aber weshalb, Verehrter? Das ist ja wohl die Gala-Vorstellung zu Ehren des Besuches der fremden Majestät? Ich kann es sehr gut schaffen.“

„Nein, nein — Sie sollen sich nicht überanstrengen. Sie sind für solche Feste zu schade.“

„Aber erlauben Sie, es sind doch nur erste Kräfte an diesem Abend beschäftigt, und als Ortrud habt Ihr Euch sogar die Humann-Scheitel verschrieben? Da gehöre ich doch wohl auch auf die Scene?“

„Ja natürlich, selbstverständlich — aber wissen Sie was? Ich würde doch an Ihrer Stelle nicht singen. Ist ja eigentlich eine gräßliche Partie, kein bel canto, keine große schöne Linie, und das ist doch gerade Ihr Fach, Liebster.“

Der Sänger drehte sich langsam um.

„Sagen Sie mal offen: Ihr wollt mich wohl nicht mehr?“

„Aber Gott bewahre — wie kommen Sie auf den Gedanken? Wir Sie nicht wollen! Den ersten Bariton der Welt!“

„Also werde ich im „Lohengrin“ singen?“

„Ja — gewiß! Das heißt, ich weiß nicht —“

„Wie? Wissen Sie nicht? Was soll das heißen —“

„Ach, lieber Gott, gar nichts — der Herr Intendant deutete nur an, daß es die fremde Majestät vielleicht interessieren würde, Strömer zu hören —“

Der Sänger entgegnete nichts mehr, er sah nur lange in den Spiegel; draußen klang die Glocke des Diensttubenens, beide Männer begaben sich auf die Scene. —

V.

Das Haus war mäßig gefüllt, aber der Beifallsdonner, der zur Bühne hinaufbrauste, ließ kaum eine Lücke in den Reihen ahnen:

so herrlich hatte er lange nicht gesungen. Und große Thränen standen den Leuten in den Augen, als Heiling noch einmal, zum letztenmal die ganze weite Welt in seine Blicke faßte, in der er selig gewesen, als er von dieser Erde schied, um unten im Geisterreich an der Mutter Herz zu vergessen, was oben so lieb, so hold ihm gelacht. —

„Alle Achtung, er kann doch noch,“ sagte am Schluß der Oper der Intendant, „wir wollen ihn am Dienstag doch als Telramund nehmen. Arrangieren Sie die Sache, lieber Oberregisseur.“

„Sehr wohl, Excellenz!“

Als der Oberregisseur in die Garderobe des Sängers trat, hatte dieser bereits das Kostüm mit dem bürgerlichen Kleid vertauscht.

„Herrlich, herrlich, lieber Freund! War das ein „Heiling“! Excellenz ist hingerissen. Er hat erklärt, daß er sich um die Wünsche aller Majestäten der Welt nicht schert. Sie, Sie müssen den Telramund singen, der liegt Ihnen ja so prächtig, als ob der Wagner Ihnen jede Note auf den Leib geschrieben hätte.“

Der Sänger nahm Hut und Stock und sah sich in dem Raum nach allen Seiten um. Er nickte hier und da hin und strich auch einmal über die Fläche des Spiegels, die so oft sein Bild wieder-gespiegelt hatte. Dann gab er dem Oberregisseur die Hand.

„Adieu, Herr Oberregisseur. Empfehlen Sie mich Seiner Excellenz und sagen Sie ihr, Herr Strömer müsse schon in der Gala-Oper singen.“

„Aber das geht keinesfalls, Bester.“

„Es geht doch, verehrter Herr. Ich habe mich sechsundzwanzig Jahre redlich bemüht, der Kunst zu dienen und die Kunst zu verstehen. „Kunst“ — das kommt von „können“ her. Und dazu gehört auch, daß man rechtzeitig gehen kann.“

„Wie — verstehe ich Sie recht? Sie — der Sie noch so jugendlich sind — Sie wollten uns verlassen?“

„Jugendlich? Heute morgen hab' ich's auch noch geglaubt, aber dieser Tag hat mich eines Besseren belehrt. Das geht manchmal sehr schnell! — Und nun Adieu! Ich mache von meinem Rücktritts-paragraphen Gebrauch!“

„Aber Bester — Einziger — der Lohengrin —!“

„Zum „Lohengrin“ bin ich übrigens da, aber mit einem kleinen Unterschied gegen früher.“

„Und der wäre?“

„Daß ich ihn mir vom Parkett aus ansehe. — Guten Abend!“ —

Kleines feuilleton.

gc. Vererbung überzähliger Finger und Zehen. In dem Atviledi-Projekt hat die Frage der Familienähnlichkeit eine große Rolle gespielt. Wie sehr charakteristische Merkmale mit einer Familie sich vererben, beweist die Thatsache, daß überzählige Finger oder Zehen in einer Familie seit mehreren Generationen vorkommen können. Ein französischer Tierarzt hat darüber kürzlich interessante Einzelheiten berichtet. So hatte in der Familie Camelon der Urältervater an jedem Fuße zwei große Zehen und an jeder Hand zwei Daumen. Dieselben waren bis zum letzten Gliede verwachsen; die letzte Phalanx war frei und jede trug ihren Nagel. Bei seinem Sohne, dem Urgroßvater, waren Hände und Füße regelmäßig gebaut. Der Sohn dieses Mannes, also der Großvater, besaß wieder an jedem Fuße zwei bis oben verwachsene große Zehen, deren jede einen Nagel trug. An den Händen waren die Daumen einfach, aber an jeder Hand waren der Mittelfinger mit dem Ringfinger verwachsen bis zur obersten Phalanx, wo sie sich trennten und jeder einen Nagel zeigte. Sein Sohn hatte wieder, wie sein Urahn, an Händen und Füßen zweifache Daumen. Er ist kräftig, robust gebaut, gleich seinem gleichaltrigen Weibe. Dieser Ehe entsprossen sechs auffallend hübsche Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Die Hände und Füße der drei Söhne und der einen Tochter sind ganz normal; aber die zweite Tochter hat an der rechten Hand zusammengewachsene Daumen und an der linken Hand, wie ihr Großvater, den Mittelfinger verwachsen mit dem Ringfinger. Die andre Tochter besitzt gleich ihrem Urahn und ihrem Vater an jedem Fuße und an jeder Hand zwei Daumen. Von ihren fünf Kindern besitzen vier normalgebildete Extremitäten; bei dem fünften, einem Knaben, sind die beiden Daumen an den Händen in Gestalt eines verlängerten C nach außen gebogen. Einen ähnlichen Fall hat Quatrefage an Hühnern beobachtet. Ein Hahn mit zwei Sporen gab Anlaß zur Bildung einer neuen Species von vielspigen Hühnern. Die Spielart hat sich verbreitet; in der ganzen Gegend findet man jetzt nur Hühner mit überzähligen Zehen. Der neue Typus erhält sich und wird sich ohne Zweifel noch weiter fortpflanzen, gleich wie sich in der Familie Camelon das Verwachsen der Finger an den Händen vererbt hat. Man kann aber auch den umgekehrten Fall nachweisen, nämlich, daß das Fehlen eines Fingers sich vererbt. Ein solcher Fall hat sich vor mehreren Jahren zu Neumarkt in Krain zugetragen. —

— Perlenfischerei bei Ceylon. Nachrichten aus Colombo zufolge hat die Perlenfischerei, die zu Beginn d. J. nach einer ergebnislosen Pause von 11 Jahren aufgenommen und bis Ende April fortgesetzt worden ist, großen Erfolg gehabt; denn der Wert der gewonnenen Perlen wird auf 1 100 000 R. geschätzt. Bisher ist nur in fünf Jahren während der britischen Herrschaft dieser Betrag überschritten worden, zuletzt 1891, und da die einzelnen ertragreichen Perioden

drei bis vier Jahre anzudauern pflegen. So nimmt man an, daß die Perlenfischerei auch in den nächsten Jahren lohnend sein wird. Die Perlenbänke oder „Paars“ liegen auf dem weiten, flachen Plateau, das das obere Ende des Golfs von Manaar an der Nordwestküste der Insel einnimmt. Sie sind Eigentum der Regierung; ein Drittel der gewonnenen Muscheln gehört den Täufern, zwei Drittel gehören der Regierung, die sie meistbietend verkauft. Die Zahl der Täufer, zumieist Tamilen, betrug 6600, die Zahl der Boote etwa 200, die in zwei Abteilungen abwechselnd fischten. Die Fischerei zieht immer eine bunte Bevölkerung herbei: eingeborene Juweliere, Perlenhändler und Wechsler kommen aus allen Teilen Indiens; während der zwei Monate, die die Fischerei dauert, gleichen die gewöhnlich verlassenen Ufer bei Marichattan einem Bienenkorb, und wie ein Bilz schiebt eine Stadt von Hütten und Zelten mit Läden, Bazars, Hospitälern usw. empor. Infolge der häufigen Ergebnislosigkeit der Perlenfischerei veranlaßte die Regierung von Ceylon im vorigen Jahre den Professor Herdman von der Universität in Liverpool, die Bänke zu untersuchen und über die wahrscheinlichen Ursachen der Ergebnislosigkeit und etwaige Mittel zur Abhilfe zu berichten. Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen; in einem vorläufigen Bericht wird jedoch festgestellt, daß wenigstens auf den wichtigsten Bänken die Auster durch natürliche Ursachen vernichtet werden, die auf die Gestaltung des Untergrundes und darauf zurückgeführt werden, daß sie dem Südwesimonium ausgesetzt sind. Zwecks Erforschung der Lebensbedingungen der Auster und der Bildung der Perlen ist in Galle unter Leitung von Hornell, Herdmans Assistenten, ein Laboratorium eingerichtet worden. — („Globe“.)

**Aus dem Tierleben.**

ss. Leuchtende Vögel. Vor einigen Jahren hatte Dr. Lewel beobachtet, daß die blauen Schnabelwarzen der australischen Prachtfinken im Dunkeln leuchteten. Diese Vögel haben auf dem Schnabel einen hochgelb gefärbten Wulst, an den sich zu beiden Seiten je eine Hautwarze anschließt, die sogar bei ausgestopften Exemplaren durch ihren prächtigen hellblauen Seidenglanz auffallen. Dr. Lewel konnte nicht entscheiden, ob das Leuchten dieser Warzen nur auf eine Spiegelung von Licht oder auf eine wirkliche Fluorescenz zurückzuführen wäre. Ein anderer Gelehrter, der jene Beobachtung bestätigen konnte, veranlaßte, daß dem Leipziger Zoologen Professor Chun einige ausgestopfte Prachtfinken zur genaueren Untersuchung überfandt wurden. Dieser Forscher hielt mit seiner Ansicht zurück, bis er junge Vögel der genannten Art lebend untersuchen konnte, und nachdem diese Bedingung vor einigen Monaten erfüllt worden war, berichtet er jetzt im „Zoologischen Anzeiger“ über die Ergebnisse seiner Prüfung. Der ihm zugestellte Prachtfink war erst sechs Tage alt und noch fast gänzlich naakt, zeigte aber die blauen Schnabelwarzen bereits in voller Ausbildung. Es stellte sich bald heraus, daß diese Organe im Halbdunkel in ähnlicher Weise glühten wie die Augen bei gewissen Tiefseefischen. Dies Glühen verschwand jedoch, wenn das Zimmer vollständig verdunkelt wurde. Wurde das Licht wieder durch einen kleinen Spalt eingelassen, so tauchte sofort das eigentümliche Schimmern am Vogelschnabel wieder auf, und zwar dann am stärksten, wenn der in der hohlen Hand gehaltene Vogel der Lichtquelle abgewendet war. Als später das Junge bei völliger Dunkelheit chloroformiert wurde, blieb das Leuchten ganz aus.

Aus diesen Thatfachen geht hervor, daß es sich nicht um ein selbstthätiges Leuchten, eine wirkliche Fluorescenz, sondern nur um eine durch die Haut verursachte Spiegelung handelt, die sich auch am toten Vogel noch in abgeschwächtem Grade beobachten läßt. Die mikroskopische Untersuchung der betreffenden Hautstellen bestätigten diese Ansicht, da besondere Arten von Zellen, denen man eine Leuchtfähigkeit zuschreiben könnte, gänzlich darin fehlen. Immerhin dürfte ihre Eigenschaft, ein gedämpftes Licht mit besonderer Stärke widerzuspiegeln, für den Vogel einen bestimmten Nutzen haben, und zwar namentlich für die noch im Nest befindlichen Jungen. Vermutlich zeigen sie der Mutter im dunklen Nest den Weg an, auf dem sie die geöffneten Schnäbel der Jungen finden und ihnen die Nahrung zuführen kann. Das ist wohl der hauptsächlichste Nutzen der sonderbaren Einrichtung, die denn auch im späteren Alter verloren geht. Sie findet sich auch nur bei den Nesthockern, die in versteckt angelegten Nestern brüten. An einem reichhaltigen Material, das Professor Chun zum großen Teil dem Sammelteiler von Pastor Lindner verdankte, ließ sich nachweisen, daß die Schnabelwülste auch an anderen Vögeln mit ähnlichen Gewohnheiten durch ihre auffällig helle Färbung und starke Entwicklung dem nämlichen Zweck dienen. Die Natur hat aber ihre Absicht noch gründlicher verfolgt, denn sie hat diese Schnabelwarzen oft auch mit feinen Tastkörperchen ausgestattet, die aller Wahrscheinlichkeit nach den jungen Vogel zum Öffnen des Schnabels veranlassen, wenn die leuchtenden Schnabelwarzen von der Mutter berührt werden. Bei den australischen Prachtfinken fehlt die letztere Eigenschaft allerdings, sie ist vielmehr auf die gelben Schnabelwülste übertragen. Der Schnabel ist außerdem an der Spitze und im Innern noch mit besonders gefärbten Merkmalen versehen, die der fütternden Mutter das Auffinden der Schnäbel ihrer Jungen noch mehr erleichtern. —

**Technisches.**

— Neue Stoffe zur Papierbereitung. Wie der „Papiermarkt“ berichtet, hat ein englisches Consortium Versuche mit Bambusrohr angestellt; dieselben scheinen sehr günstig aus-

gefallen zu sein. Der amtliche Bericht des Gouverneurs der Insel Trinidad giebt einigen Aufschluß über die zukünftigen Pläne englischer Papiertabrikanten. In diesem an die Regierung in London erstatteten Bericht meldet der genannte Beamte, daß das betreffende Consortium bei ihm angefragt habe, ob es möglich sei, Bambusrohr auf der Insel in solchen Mengen zu erhalten, daß die Gründung einer in den richtigen Dimensionen gehaltenen Papierfabrik an Ort und Stelle Aussicht auf Erfolg habe. Der Gouverneur hat in seinem amtlichen Bericht diese Frage in günstigster Weise beantwortet.

Auch die amerikanische Industrie ist nicht müßig gewesen, nach einem brauchbaren Ersatz Umschau zu halten. So wurden in der großen Papierfabrik der Western Straw Board Co. in Gas City bei Chicago eingehende Versuche zur Herstellung von Papier aus Haserhülsen gemacht; sie sind in jeder Hinsicht befriedigend ausgefallen. Der Preis der Haserhülsen ist ein äußerst billiger, und sie hatten bisher absolet keinen Wert. Wie sich gezeigt hat, ist das aus ihnen hergestellte Papier pro Tonne 5—10 Dollar billiger als das bisherige amerikanische Strohpapier, das es in Bezug auf Qualität bedeutend übertreffen soll. Ähnliche Verhältnisse wie in Bezug auf die Haserhülsen herrschen in Bezug auf das Zuderrohr. Die vom Zuderfahst befreiten Stengel dieses Rohrs bilden einen Abfall, von dem man nicht weiß, was man damit anfangen soll; eine Fabrik in San Francisco hat nun versucht, diese Stengel zu Papier zu verarbeiten. Die damit erzielten Resultate sind leider bis jetzt nicht bekannt geworden. Auch in Frankreich sieht man sich bereits nach einem Ersatzmittel für Habern um, und eine Fabrik in Marseille hat bereits begonnen, aus *Raphia* Papier herzustellen, und zwar mit gutem Erfolg. —

**Humoristisches.**

— Kindermund. Eine Frau trägt vom Markte im Winter eine Gans heim, deren gelbe Latzchen ihr unter dem Mantel hervorhängen.

„Madamelen,“ sagte ein vorübergehender Junge, Sie werden sich die Hände verfrühen!“

— Kleines Gespräch. „Hahahal In dem Kindesunterfährungs-Prozess hat a Zeugin auf die Frag nach der Religion g'lagt polnisch!“

„Was giebts da? lacha? Wei uns in Bayern sagens Centrum!“

— Anerkennung. Ein Arzt hatte einem Veteranenverein große Dienste geleistet, jedoch die Annahme eines Honorars abgelehnt. Nach einigen Tagen erhält er ein Dankschreiben, das mit den Worten schließt: „... und zum Zeichen seiner Dankbarkeit hat der unterzeichnete Veteranenverein beschloffen, falls Euer Hochwohlgeboren oder Frau Gemahlin mit Tod abgehen sollten, den Conduct beizustellen.“

— Scharfrage. Was ist der Unterschied zwischen einem Oberkellner und Scharl?

Ein Oberkellner giebt zu wenig heraus, und Scharl giebt zu viel heraus. — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Leo Tolstoj's Schauspiel „Früchte der Bildung“ wird Somabend im Neuen Theater zum erstenmal aufgeführt. Die Premiere von Wilhelm Schmitz's Schauspiel „Mutter Landstraße“ im Kleinen Theater ist deshalb auf die nächste Woche verschoben worden. —

— Rosenow's „Water Lampe“ erzielte auch in Düsseldorf einen durchschlagenden Erfolg. —

— „Max und Moriz“, die frei nach Wilhelm Busch bearbeitete Kinderkomödie, geht am Somabendnachmittag 4 Uhr im Thalia-Theater in Scene. —

— Karl v. Kaskels Wollsooper „Der Dusele und das Dabeli“ wurde bei der Erstaufführung im Stuttgarter Hoftheater mit vielem Beifall aufgenommen. —

— Der Heldentenor Willi Birrenkoven vom Hamburger Stadt-Theater ist nach Ablauf seines jetzigen Vertrags für die Wiener Hofoper verpflichtet worden. —

— Bei Paul Cassirer wird heute eine Louis Corinth-Ausstellung eröffnet. —

— Im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums ist gestern eine Ausstellung alter Stickerien, Spitzen und verwandter Arbeiten eröffnet worden. Die Ausstellung ist auch abends von 7 1/2—9 1/2 Uhr geöffnet. —

t. Ein Herbarium, das rund ein Drittel aller bekannten Pflanzen (40 000 Arten, vertreten durch eine halbe Million einzelner Exemplare) enthält, hat die Botanische Abteilung des Naturwissenschaftlichen Museums des Owens-College in Manchester geschenkt erhalten. Die Pflanzen stammen aus fast allen Teilen der Erde; von den 7500 anerkannten Pflanzengattungen sind 5000 vertreten. —